

Ländlicher Hausbau in Westfalen im frühen Mittelalter

Von Angelika Speckmann

Um sich dem Thema Hausbau im frühen Mittelalter zu nähern, ist es nötig sich bewusst zu machen, dass keines dieser Häuser heute noch steht. Die Häuser des frühen Mittelalters bestanden fast vollständig aus Holz, Gebäude aus Stein breiteten sich erst ab dem hohen Mittelalter langsam aus. Da Holz nun aber ein organisches Material und somit stark vergänglich ist, hat sich nur wenig davon im Boden erhalten. Lediglich einige Reste finden sich bei entsprechenden Erhaltungsbedingungen und hinterlassen ihre Spuren im Boden. Die Häuser des frühen Mittelalters besaßen ein in den Boden eingetieftes tragendes Gerüst, bestehend aus hölzernen Pfosten (Pfostenbauten). Vergangenen Pfosten und mit humosem Material verfüllte Pfostenlöcher hinterlassen im Boden typische Verfärbungen. Anhand dieser Verfärbungen ist es möglich, ganze Grundrisse einzelner Gebäude zu erkennen und Rückschlüsse auf das Aufgehende und die Konstruktion eines solchen Hauses zu ziehen.



Abb. 1: Ansicht des Sachsenhofes aus Greven, einer wiederaufgebauten frühmittelalterlichen Hofanlage.

Holz als einer der wichtigsten Werkstoffe stand fast überall in größeren Mengen an und war leicht zu bearbeiten. Es besteht aus der außen liegenden Rinde, dem weichen Splintholz und dem harten Kernholz sowie dem im Inneren liegenden Markstrahl. Für Bauzwecke wurde, sofern es möglich war, nur härteres, zugleich aber auch elastisches und unempfindliches Holz benutzt, häufig Kernholzbäume wie die Eiche oder die Kiefer. Das harte Kernholz ist aufgrund der Einlagerung von Harzen sowie Gerb- und Farbstoffen sehr resistent gegen Pilze und Insektenbefall, ganz anders als das weiche und saftführende Splintholz. Als Beispiel für die Bevorzugung von Eichenholz soll die frühmittelalterliche Siedlung aus Münster-Gittrup dienen: Eine Untersuchung der Pfostenreste ergab, dass 61% aller Pfosten aus Eiche und 39 % aus Kiefernholz bestanden. Untersuchungen aus anderen Regionen Deutschlands bestätigen, dass sofern verfügbar, überwiegend Eiche für das tragende Pfostengerüst der Häuser benutzt wurde.

Bauholz verarbeitete man grundsätzlich nur in saftfrischem und frisch gefälltem Zustand. Saftfrisches oder grünes Holz lässt sich extrem leicht und vor allem sehr gerade spalten, die wenigen Trockenrisse, die sich bei der anschließenden Trocknung der Hölzer bilden, sind für den Hausbau nicht weiter hinderlich. Trockenes, abgelagertes Holz lässt sich hingegen deutlich schlechter bearbeiten und spalten. Elastizität gilt als eine der wichtigen Anforderungen an das Bauholz, da es bei auftretenden Spannungen nachgeben muss und nicht brechen darf. Wesentlichste Eigenschaft für eine einfache Bearbeitung der Hölzer ist die bereits angesprochene leichte Spaltbarkeit des Holzes. So wurden die Hölzer immer mit dem Beil gespalten, die

Bearbeitung mit der Säge kommt erst im späten Mittelalter auf. Besonders leicht lassen sich Eiche, Esche, Buche und Weißtanne aufgrund ihrer ausgesprochenen Kurzfasrigkeit spalten.

Neben der Auswahl bestimmter Hölzer ist der Zeitpunkt der Fällung des Bauholzes wichtig. Bereits der römische Baumeister Vitruv schreibt in seinem Werk „Zehn Bücher Architekturgeschichte“ um 25 v. Chr. im Kapitel 9.1 folgendes zum richtigen Fällzeitpunkt: „...vom Beginn des Herbstes an bis zu der Zeit, da der Westwind zu wehen beginnt. Im Frühling nämlich werden alle Bäume schwanger, und alle geben die ihnen eigentümlichen guten Eigenschaften an das Laub und die jährlich wiederkehrenden Früchte ab.“

Holz nur in der so genannten Winterruhe zu schlagen war daher besonders wichtig, da es dann deutlich weniger anfällig für Pilzbefall, andere Holzkrankheiten und Holzschädlinge ist. Teilweise lässt sich noch bis in die frühe Neuzeit hinein in Bauordnungen die Anweisung finden, Holz nur in der Safruhe, also im Winter zu schlagen. Neben der besseren Qualität des Holzes ist der Winter ein guter Zeitpunkt für Fällung und Hausbau, da die Feldwirtschaft in dieser Zeit ruhte und so die Zeit gut für derlei Dinge genutzt werden konnte.

Die Lebensdauer eines Pfostenbaus wird im allgemeinen auf etwa eine Generation festgesetzt, also 25 bis 30 Jahre. Besonders empfindlich ist der eingetieftete Teil des Holzes sowie der Übergang vom Boden zum oberirdischen Teil des Pfostens. Untersuchungen englischer Wissenschaftler haben unter anderem für die Lebensdauer von Eichenholz ganz erstaunliche Werte ermittelt. So variiert die Lebensdauer eines Eichenholzpfostens in lehmigem Boden zwischen 17 und 43 Jahren, in Sandboden kann das Holz 8 bis über 60 Jahre überdauern. Für die Lebensdauer eines hölzernen Pfostens ist also nicht ausschließlich die Qualität der Hölzer verantwortlich, sondern daneben auch die Beschaffenheit des Bodens und des vorherrschenden Klimas.

Ob einzelne Hölzer vor oder während des Hausbaus in irgendeiner Form z. B. durch Ankohlen oder einen Anstrich mit Pech oder Harz konserviert wurden, lässt sich anhand des archäologischen Befundes selten feststellen, da sich die Pfosten eines Gebäudes nur in den wenigsten Fällen erhalten haben. Besonders einfach ist es, die gegen Feuchtigkeit schützende Rinde am unteren Teil des Pfostens zu belassen und nur den oberirdischen Teil zu bearbeiten. Bereits ein Bebeilen der Stämme hilft gegen ein schnelles Eindringen von Wasser in das Holz, da sich durch die Beilhiebe die Holzfasern verdichten und weniger Feuchtigkeit aufnehmen können. Versuche mit Ankohlen von Holz haben ergeben, dass es sich nur bis zu einer Dicke von 15 cm lohnt, weil nur dann das gesamte Holzstück durchkohlt und anschließend weniger anfällig gegen Feuchtigkeit und Pilzbefall ist, da sich im Inneren eine teerartige Substanz bildet. Gelegentlich finden sich unter den Pfosten regelrechte Steinpackungen oder einzelne Steinplatten, die entweder als Drainage gedient haben oder ein nachträgliches Absinken des Pfostens verhindern sollten.

Unterschieden wird immer zwischen Pfosten- und Ständerbau. Als Pfostenbau wird jeder Bau bezeichnet, bei dem das tragende Gerüst aus in den Boden eingelassenen Pfosten besteht. Manchmal lassen sich noch die Standspuren der vergangenen Pfosten in den Pfostengruben erkennen. Pfostenlöcher können einfach ausgehoben oder der Pfosten kann, je nach Untergrund, in den Boden eingeschlagen werden. Nach dem Ausheben eines Pfostenlochs ist es unabdingbar, den Boden nach dem Einbringen des Pfostens anschließend wieder gut zu verdichten, um die nötige Stabilität des Pfostens zu gewährleisten; meist benutzte man dazu nicht den anfallenden Aushub sondern humosen, schweren Boden, der mehr Stabilität bot. So entstehen schließlich die typischen Verfärbungen im Boden.

Die Wände der Pfostenbauten bestanden häufig aus lehmbestrichenem Flechtwerk, was Funde von gebranntem Lehm mit Abdrücken des Flechtwerks deutlich belegen; daneben sind Bretter- oder



Abb. 2: Teilweise mit Lehm verstrichene Flechtwerkwand.

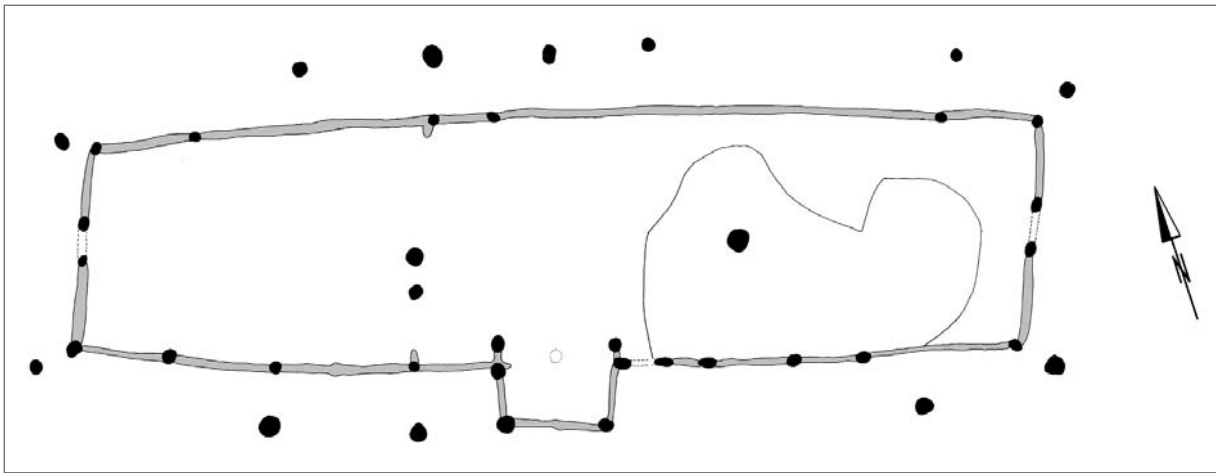


Abb. 3: Wandgräbchenhaus aus Warendorf-Velsen „Hof Dahlmann“.

Bohlenwände überliefert, die oft in eingetieften Gräbchen eingelassen sind. Die Spuren der Wandgräbchen zeigen sich oft noch deutlich im archäologischen Befund.

Die Herdstelle, oftmals erkennbar an einer durch die Hitze des Herdfeuers rötlich gefärbten Stelle im Boden und/oder durch ein lehmverstrichenes Stein- oder Scherbenpflaster, weist ein Haus als Wohnhaus aus. Hier wurde gekocht, gelebt und gearbeitet.

Nicht immer klar erkennbar sind die Eingänge der Häuser, häufig sind sie mit einem laubenartigen, aus Pfosten bestehenden Eingang ausgestattet, der zugleich als Windfang fungiert. Aber es gibt auch Fälle, wo sich die vorhandenen Eingänge im Befund nur durch einen größeren Pfostenabstand zwischen einzelnen Pfosten erkennen lassen.

Wichtig ist, dass sich anhand des Grundrisses und seiner Form Aussagen über die Dachkonstruktion treffen lassen, sogar wenn wie üblich vom Aufgehenden nichts mehr erhalten ist. So kann man bei einem einschiffigen Gebäude auf ein Sparrendach, bei einem zweischiffigen hingegen eher auf ein Pfetten- oder Rofendach schließen.

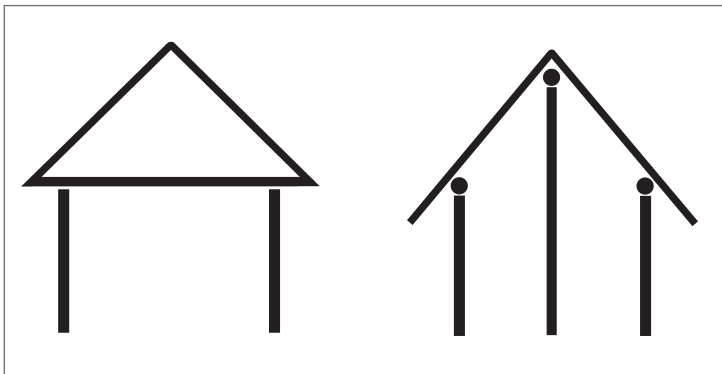


Abb. 4: Sparrendach und Pfetten- oder Rofendach.

Eine der interessantesten Neuerungen im frühmittelalterlichen Hausbau ist die Einführung des Sparrendachs. Will man einen großen Raum ohne störenden Mittelpfosten überspannen, das war das Bestreben der mittelalterlichen Hausbauer, dann muss zwangsläufig eine andere Dachkonstruktion als das Pfettendach her; braucht doch ein Pfettendach immer eine Firstpfette, mehrere Firststützen und somit Pfosten, die in der Raummitte stehen. Mit dem Sparrendach ist es jetzt möglich einen Raum ohne störenden Mittelpfosten zu überdachen, da die Sparren mit ihrem Fuß

auf einem Rähm oder auf einem Dachbalken stehen und als Paar angeordnet, ein festes in sich geschlossenes Dreieck bilden. Zur weiteren Stabilisierung des Sparrenpaares können zusätzliche Balken, die so genannten Kehlbalken eingesetzt werden. So lässt sich ohne Firstpfette ein stabiles Dach konstruieren, die eigentliche Dachdeckung wird dann an quer verlaufenden Pfetten oder Dachlatten befestigt.

Der Druck eines Sparrendaches liegt hauptsächlich auf den Wänden, daher müssen diese entweder durch schräge Außenpfosten gestützt werden oder der Schub muss durch so genannte Ankerbalken verteilt und aufgefangen werden.

Charakteristisch für das frühe Mittelalter und besonders für das 9. Jahrhundert sind Häuser vom Typ Warendorf, benannt nach einer von Wilhelm Winkelmann 1951 bis 1959 ergraben Siedlung bei Warendorf-Neuwarendorf. Kennzeichnend für diesen Gebäudetyp sind die schiffsförmig nach außen gewölbten Längswände der Häuser sowie die schräg in den Boden eingelassenen Außenpfosten, welche die Wände stützten, die ein Sparrendach trugen. Berechnungen anhand des Neigungswinkels und des Abstandes der Außenpfosten zu den Innenpfosten ergeben eine Wandhöhe

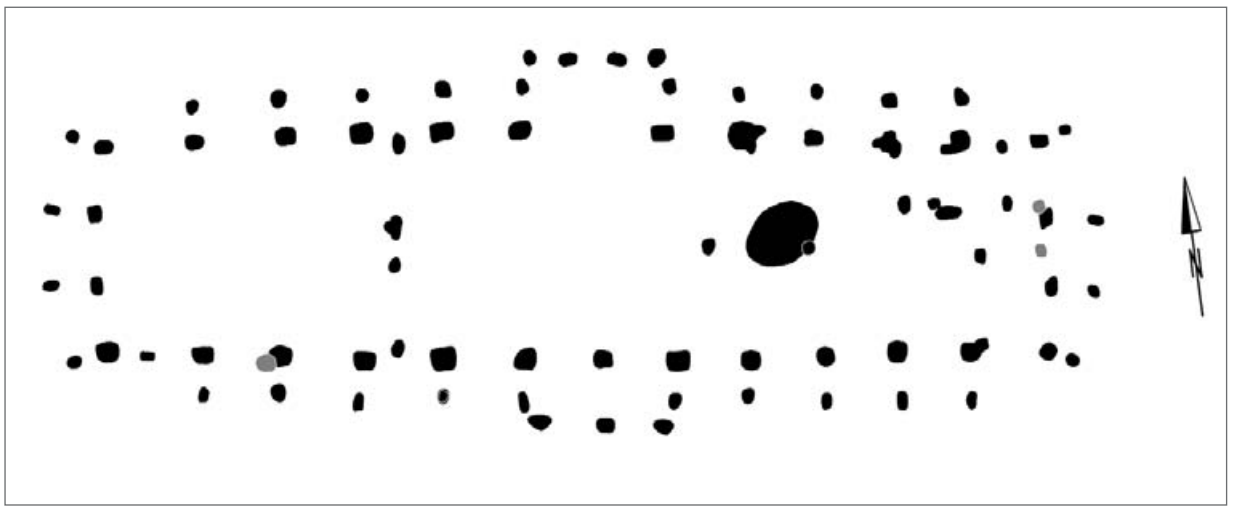


Abb. 5: Grundriss eines Hauses vom Typ Warendorf aus Warendorf-Neuwarendorf.

von ungefähr 1,80 m. Je ein laubenartiger Eingang befand sich in der Mitte der Längswände.

Neben den Häusern vom Typ Warendorf gibt es Häuser, die diesem Typ in ihrem Grundriss ähneln, aber dennoch in ihrer Konstruktion vollkommen anders gestaltet sind. Es sind Häuser, deren Traufseiten schiffsförmig gebauert oder gerade sein können. Entscheidender Unterschied ist, dass die Außenpfosten nicht schräg sondern gerade in den Boden eingelassen sind, was anhand gezielter Profilschnitte im archäologischen Befund gut zu erkennen ist. Somit ergibt sich bei der Rekonstruktion ein anderes Bild, da die Häuser in ihrem Aufbau anders konstruiert sind. Häuser, die keine schrägen Stützen mehr benötigen, um die Dachlast abzufangen müssen mit Anker- oder Dachbalken ausgestattet sein. Wichtig



Abb. 6: Giebelansicht eines Hauses mit gut erkennbaren, schräg stehenden Außenpfosten.

ist, dass auf Anker- oder Dachbalken ein Dachboden eingezogen werden kann, auf dem sich Teile der Ernte lagern lassen: Die Lagerung von Getreide auf dem Dachboden hat einige Vorteile, da es durch den ständigen Rauch des Herdfeuers frei von Schädlingen gehalten, getrocknet und zugleich gut konserviert wird.

Im Verlauf des Mittelalters kommt ein weiterer Haustyp auf, der sich im ländlichen Bereich bis in rezente Zeiten durchsetzen konnte.

Der Vorläufer des Niederdeutschen Hallenhauses findet sich ab dem 9./10. Jahrhundert auch in Westfalen. In Telgte-Wüste finden sich bereits erste Grundrisse, die Anzeichen einer Nutzungsänderung aufweisen. Das Niederdeutsche Hallenhaus ist im Gegensatz zum Wohnstallhaus nicht quer- sondern längsaufgeschlossen. Der Haupteingang befindet sich an der Stallseite auf der Schmalseite des Hauses. Mit dieser Neuerung ist es möglich, mit einem beladenen Erntewagen direkt auf die Diele zu fahren, das Vieh zu füttern und die Ernte auf dem Dachboden einzulagern. Das Vieh ist in Abseiten oder Kübbungen an den Seiten des Hauses untergebracht. Am anderen Ende befinden sich das Herdfeuer und der Wohnteil.

Neben den großen Grundrissen kommen besonders ab dem 10. Jh. auch verstärkt Häuser mit einem eingebauten Grubenhaus, d. h. einem in den Boden eingetieften Raum vor. Dieses Grubenhaus wurde dann oftmals in seiner Funktion als Webhütte beibehalten oder als eine Art Keller genutzt. Setzt man zudem über den eingetieften Teil einen hölzernen Fußboden, erhöht sich die Wohnqualität, da Bodenfeuchtigkeit und Kälte deutlich verringert werden. Experimente in Nachbauten frühmittelalterlicher Wohnstallhäuser haben gezeigt, dass im Winter trotz Viehbesatz und ständig



Abb. 7: Innenansicht des Sachsenhofes: Bei dieser Rekonstruktion wurden Fensteröffnungen nicht vergessen.

brennendem Feuer die Temperatur im Haus nur wenige Grad über der Außentemperatur lag und es nur in unmittelbarer Nähe des Herdfeuers erträglich war.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über das Äußere der Häuser: Über das Aussehen der Bauten kann man in weiten Teilen nur spekulieren. Vom Aufgehenden der Häuser hat sich in Westfalen fast nichts mehr erhalten. Doch wie haben die Häuser ausgesehen?

Um diese Fragen zumindest ansatzweise zu klären, müssen archäologische, gleichzeitige Vergleichsfunde aus anderen Regionen außerhalb Westfalens herangezogen werden.

Neben Funden von verzierten Türpfosten bzw. Bohlen mit Rosettenzier aus der Siedlung Feddersen Wierde aus der Römischen Kaiserzeit im Nordseeküstenbereich, stammt aus einem Befund aus der Flachsiedlung bei Haus Meer, Kr. Neuss, eine hölzerne, ca. 1,5 m hohe Tür, die aus

drei Bohlen zusammengesetzt ist. Auch aus der wikingerzeitlichen Siedlung Haithabu bei Schleswig ist eine gut erhaltene Tür gefunden worden.

Häufig sind Hausrekonstruktionen ohne Fensteröffnungen zu sehen, man kann sich aber kaum vorstellen, dass die teilweise über 25 Meter langen Häuser ganz ohne Fenster ausgekommen sind und nur spärlich mit Kienspänen oder Kerzen und durch den geringen Lichteinfall durch das Rauchloch und die geöffnete Tür beleuchtet wurden. Fenster scheinen eine nötige Voraussetzung um das Haus, das vor allem in den Wintermonaten ein dauerhafter Aufenthaltsort war, bewohnbar zu gestalten. Dass es solche Fenster durchaus gegeben hat, beweist ein Fund von der Flachsiedlung Haus Meer, Kr. Neuss: Dort ist in zwei Bohlen jeweils ein Fenster von abgerundeter Form und einer Höhe von etwa 25 bis 30 Zentimeter überliefert. Die Frage ob die Fensteröffnungen mit Tierhäuten oder Holzläden zu verschließen waren, lässt sich an den Befunden nicht mehr ablesen, eine Verglasung der Fenster ist aber für den bäuerlichen Bereich zu diesen Zeiten auszuschließen.



Abb. 8: Münze aus dem schwedischen Birka. Deutlich erkennt man figürliche Verzierungen an den überstehenden Enden der Dach- oder Ankerbalken.

Türen und andere Teile wie Holzbalken waren möglicherweise mit Schnitzereien verziert. Die Wände, seien sie nun aus Flechtwerk oder aus Bohlen, waren insbesondere in Wohnhäusern sicher nicht einfach roh belassen worden, da ein Außenanstrich aus Kalk die Haltbarkeit der Flechtwände und besonders des ungebrannten Lehmewerks gegenüber Witterungseinflüssen deutlich erhöhte.

Ob neben den bereits erwähnten Dingen beispielsweise die bereits von weitem sichtbaren Giebel geschmückt waren, so wie es teilweise heute noch an Bauerhäusern zu sehen ist, lässt sich anhand der archäologischen Quellenlage nicht mehr nachweisen. Bildquellen insbesondere aus dem skandinavischen

Raum belegen, dass ein Giebelschmuck durchaus vorkommen kann. So ist auf einer Münze aus dem schwedischen Birka ein Haus zu sehen, das an den Enden der überstehenden Dachbalken mit Tierfiguren verziert ist. Ähnliche Darstellungen finden sich auf so genannten Bild- oder Runensteinen, die ebenfalls aus dem Raum Skandinavien stammen. Der Stein von Klinta Hunnige aus Gotland

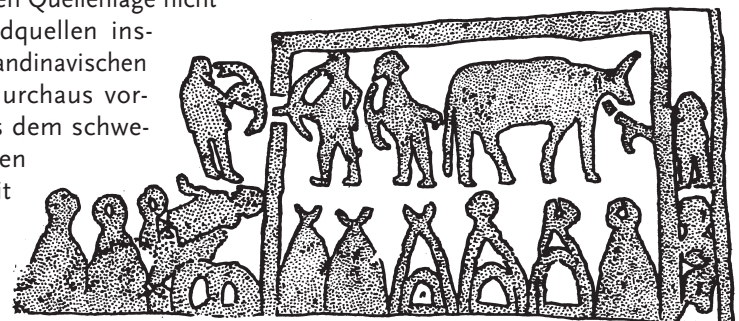


Abb. 9: Bildstein aus Klinta Hunnige, Norwegen. Im unteren Teil des Steines ist eine Häuserzeile mit gut sichtbarer Giebelzier abgebildet.

zeigt im unteren Bereich eine Reihe von Gebäuden, deren Giebel verziert sind. Mögen auch die genannten Beispiele nicht aus Westfalen sondern aus dem fernen Skandinavien stammen, so zeigen sie doch deutlich, dass zumindest für andere Regionen Giebelverzierungen nicht unbekannt waren. Auch für den westfälischen Raum ist es, wenn auch noch nicht archäologisch belegbar, vorstellbar, dass bereits im frühen Mittelalter die Giebel der Häuser besonders ausgearbeitet waren.

Mit dem Aufkommen des Ständerbaus verlängert sich die Lebensdauer eines Holzbaus um ein Vielfaches, da das Holz nunmehr keinen direkten Kontakt mit dem Erdboden mehr hat und daher weniger der Feuchtigkeit ausgesetzt ist.

Der Ständerbau ist im Gegensatz zum Pfostenbau erdf fern errichtet. Die tragende Konstruktion ist nicht mehr in den Boden eingetieft, sondern steht direkt auf dem Erdboden oder zusätzlich auf einem Fundament aus Holz oder Stein. Dabei kann nur jeder einzelne Pfosten auf einem eigenen Stein oder auf einem Holzfundament liegen, oder das Haus ist zur Gänze mit einem Fundament unterfüttert. Eine solche Bauweise setzt eine höhere Zimmermannstechnik voraus, da das Haus nun seine Stabilität nicht mehr aus den in den Boden eingetieften Pfosten erhält. Die Übergangsperiode vom Pfostenbau zum erdfernen Ständerbau vollzieht sich etwa in der Zeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert. Im archäologischen Befund ist es nicht leicht einen Ständerbau zu erkennen, da in den Boden eingreifende Strukturen wie Pfostenlöcher oder Wandgräbchen fehlen und lediglich Ständersteine oder Standspuren der Schwellen oder Fundamente vorhanden sind; diese Spuren sind oftmals nur sehr schwach ausgeprägt und daher leicht zu übersehen.

Nun darf Westfalen und seine frühmittelalterliche Hauslandschaft nicht isoliert betrachtet werden, besonders mit den östlichen Niederlanden besteht eine enge Verwandtschaft; finden sich doch dort ähnliche Hausgrundrisse und Entwicklungsstrukturen, die auf einen regen Austausch schließen lassen.

Zum Schluss bleibt festzuhalten, dass mittelalterliche Häuser keineswegs immer primitiv und einfach gebaut sind, wie es häufig in Rekonstruktionen dargestellt wird. Bereits vor dem Mittelalter bedienten sich die Menschen einer ausgereiften Zimmermannstechnik, wie Möbelfunde eindrucksvoll belegen; ähnliches ist sicher auch für den Hausbau anzunehmen. Daneben wurden die Gebäude den sich ändernden Bedürfnissen angepasst und sicherlich war den Bewohnern nicht nur reine Zweckmäßigkeit sondern auch eine ansprechende Erscheinung wichtig.

Literatur:

- K. BAUMGARTEN: Das deutsche Bauernhaus. Eine Einführung in seine Geschichte vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Neumünster (2. Auflage, 1985).
- B. TRIER: Das Haus im Nordwesten der Germania libera. Veröffentlichungen der Altertumskommission 4. Münster (1969).

Abbildungsnachweise:

Abb. 1, 2, 6, 7: mit freundlicher Genehmigung von B. Rudnik.

Abb. 3, 5: mit freundlicher Genehmigung von K. Bulka.

Abb. 4: A. Speckmann.

Abb. 8, 9: mit freundlicher Genehmigung von T. Capelle.